



Cura homiletica

Erfahrungen und Perspektiven aus
dem Predigtcoaching am Zentrum
für evangelische Predigtkultur

Ein Reformzentrum
der EKD Kirche im Aufbruch



Predigtcoaching

Erfahrungen und Perspektiven nach
eineinhalb Jahren der Arbeit am Zentrum
für evangelische Predigtkultur

Inhalt

Dies hier ist kein Buch <i>Dietrich Sagert</i>	7
Kreation & Reflexion. Predigtcoaching mit den Mitteln der Dramaturgischen Homiletik <i>Alexander Deeg</i>	11
Predigtwerkstatt als Spiel- und Sprachraum <i>Anne Gidion</i>	29
Gemeinschaftlich predigen. Homiletische Aktualisierungen zur Predigt des Antonio Montesino OP <i>Ulrich Engel</i>	35
Homiletisch-liturgische Exkursion <i>Dietrich Sagert</i>	41
Die zehn wichtigsten Regeln für alle, die schreiben und texten <i>Irmgard Theobald</i>	53
Predigende unterrichten <i>Tanya Häringer</i>	59
Predigen von Julius Balkon <i>Felix Ritter</i>	63
Anregungen zu einem Austausch mit Rückmeldungen <i>Dietrich Sagert</i>	69
Eine homiletische Miniatur <i>Dietrich Sagert</i>	73

Dies hier ist kein Buch

Dietrich Sagert

Wie kann diese Überschrift gemeint sein? Sie hat ihr Vorbild in einer Unterschrift: „Ceci n'est pas une pipe“ von René Magritte.

„Magrittes Vorgehen besteht in der Auflösung; er bricht ihre Verbindungen [zwischen Ähnlichkeit und Gleichartigkeitsbehauptung, d.A.], etabliert ihre Ungleichheit, spielt das eine gegen das andere aus; er hält fest, was der Malerei zugehört, und schließt aus, was dem Diskurs nahe ist; er treibt die Ähnlichkeit bis zum Äußersten, entledigt sie aber jeder Affirmation, die sagt, wem sie gleicht. (Michel Foucault, *Dies ist keine Pfeife*, 1973¹).

Dies Buch, oder auch gern Büchlein, ist also eines in dem Sinne, dass es sich jeglichen Herrschaftszusammenhängen, die Bücher gern auszuüben vorgeben, zu verweigern sucht. Dieses Buch sagt Ihnen nicht, was Sie tun sollen, sondern macht nur das, was Sie mit ihm tun wollen.²

Das heißt, es ist nicht vollständig, weder im didaktischen Sinne noch im dialektischen, weder im pneumatologischen Sinne noch im admi-

1 | Foucault, ausgewählt und vorgestellt von Parvu Paramita Mazumdar, München, Diederichs 1998 (*Philosophie jetzt!*), 203f.

2 | Folgerichtig sollte es eigentlich gar kein Buch werden, sondern lediglich im Internet zur Verfügung stehen. Das funktionierte allerdings nicht – Tücke des Objekts – unser Host ist zu langsam. Also deshalb: ein Buch, das keines ist.

nistrativen, also weder im richtigen Sinne noch im falschen. Somit repräsentiert es nichts, sondern es bietet sich an. Es ist im besten Sinne unvollständig, ja unfertig. Es bedarf einer Bedienung, seiner Bedienung. Dies Buch wird also erst vollständig – im Sinne der Pfeife, die keine ist – wenn jede Leserin sich seiner bedient und es in den direkten Zusammenhang ihrer eigenen Arbeit, ihrer Predigtarbeit, stellt.

Da bedarf die eine einer handwerklichen Analyse und lässt sich vom Instrumentarium der dramaturgischen Homiletik anregen. Der zweite möchte seiner überkommenden Predigerrolle ab- oder aufhelfen, je nach dem. Ein dritter möchte konkret an seiner Sprache arbeiten. Eine vierte sucht eine kleine homiletische Inspiration. Der fünfte hätte gern die Reaktionen seiner Zuhörerschaft, weiß aber nicht, wie er an sie kommt. Ein sechster fragt sich, was er mit dem Zeug, was er gelernt hat und was auf seinem Schreibtisch herumliegt, anfangen soll. Er würde sich gern auf eine Exkursion in vergessene Landschaften begeben. Ein siebenter liebt den homiletischen Müßiggang und blättert einfach nur herum in diesem Buch, was ja keines ist.

Kurz gesagt ist dies Buch kein Buch, weil es darauf angelegt ist, sich in Ihren Predigtarbeiten und -vollzügen aufzulösen und zu verschwinden. Also tun Sie Ihr Bestes, um dieses provisorische Büchlein, was in Wirklichkeit gar keines ist, zum Verschwinden zu bringen. Eines ist gewiss: es wird „richtige“ Bücher geben.³ Mit denen hat man es schwerer, die wird man nicht so leicht wieder los...



3 | Im Sommer wird vom Zentrum für evangelische Predigtkultur ein Buch zur Erneuerung der Predigtkultur in der Evangelischen Verlagsanstalt Leipzig erscheinen. Derzeit wird am Zentrum ein Buchprojekt zur Homiletischen Didaktik vorbereitet.



Kreation & Reflexion

Predigtcoaching mit den Mitteln der Dramaturgischen Homiletik

Alexander Deeg

1. Schweigen übers Kerngeschäft. Die Schwierigkeit der Predigtkritik

Es geschieht nicht selten, dass Pfarrerinnen und Pfarrer irgendwann während eines Predigtcoachings sagen: „Merkwürdig. Nun bin ich seit 20 Jahren im Dienst. Aber das ist jetzt das erste Mal seit dem Predigerseminar, dass ich mit jemandem an meiner Predigtpraxis arbeite.“

Weit intensiver als die Predigt kommt vor allem die eigene poimenische Praxis in den Blick. Das Angebot an Supervisionen und Fortbildungen von KSA bis „Geistliche Begleitung“ ist seit den Anfängen der Seelsorgebewegung reich und wird von vielen in Anspruch genommen. Es ist in diesem Bereich gelungen, Methoden zu entwickeln, denen Kolleginnen und Kollegen landauf landab vertrauen und von denen sie erwarten, dass ihre eigene Seelsorgepraxis Begleitung erfährt, Impulse und Ermutigung erhält.

Vergleichbares gibt es für die Predigtarbeit nicht.¹ Wenn überhaupt, dann bezogen sich intensive Fortbildungen in diesem Bereich in den vergangenen Jahren eher auf Thomas Kabels „Liturgische Präsenz“[®]

1 | Wobei diese freilich seit den Anfängen der Seelsorgebewegung integraler Bestandteil vieler poimenischer Fort- und Weiterbildungen sind; vgl. z.B. Hans-Christoph Piper, Predigtanalysen. Kommunikation und Kommunikationsstörungen in der Predigt, Göttingen 1976.

oder auf das Training der Rede und Stimme (teilweise unter der Überschrift „Freie Predigt“). Erst durch neue Fortbildungsangebote – wie die des „Atelier Sprache e.V.“ in Braunschweig² – wird die eigene Predigtsprache und die eigene Predigtpraxis zunehmend in Fortbildungszusammenhängen thematisch.

Wo liegen die Gründe dafür, dass die Predigt in Fortbildungen und Coachings eher ein Schattendasein fristet und dass viele Kolleginnen und Kollegen über viele Jahre ihrer pastoralen Tätigkeit hinweg mit niemandem über ihre Predigtpraxis ins Gespräch kommen? Obgleich doch andererseits die evangelische Kirche nach wie vor als die „Kirche des Wortes“ wahrgenommen wird und die Predigt auch in Umfragen eine wichtige Rolle für die Kirchenmitglieder und bei der Außenwahrnehmung von Kirche spielt.

Mit Sicherheit gibt es ein ganzes Bündel von Gründen für die recht marginale Rolle der Homiletik im Fortbildungszusammenhang; einige versuche ich zu benennen:

(1) Viele Kolleginnen und Kollegen erzählen von verletzenden Erfahrungen mit Predigtkritik. Sei es im Homiletischen Seminar an der Universität oder im Predigerseminar – nicht selten erinnern sich Predigerinnen und Prediger an pauschale Abqualifizierungen ihrer Arbeit, die nicht nur die jeweils vorliegende Predigt betrafen, sondern tiefer gingen. Da gibt ein Professor an der Universität ein Werkstück mit der Bemerkung zurück: „Das ist ja wohl nicht mehr als ein erster Versuch! Theologisch ist das viel zu dünn!“ – und lässt den Studenten mit einem diffusen schlechten Gewissen und ziemlich ratlos zurück. Da fragt ein Rektor im Predigerseminar nach Lektüre der Predigt: „Wo haben Sie denn eigentlich Theologie studiert?“ Da erhält jemand

auf eine Predigtarbeit im ersten oder zweiten Examen lediglich ein „befriedigend“ oder „ausreichend“, ohne je eine Erklärung für diese Zensur zu erhalten. – Die Erfahrungen ließen sich fortsetzen, und es überrascht mich nicht, dass Pfarrerinnen und Pfarrer am Rande zahlreicher Coachings noch Jahre später davon sehr detailliert berichten können. Die nicht selten undifferenzierte und deshalb wenig hilfreiche Kritik an der Predigt, die Person, Theologie und Sprache umgreift, hat sich tief eingegraben und motiviert nicht gerade dazu, sich nun neuerlich einer kritischen Betrachtung der eigenen Predigtarbeit zu stellen.

(2) Dies umso mehr als alle Untersuchungen zeigen, dass das Herz pastoraler Existenz für viele Kolleginnen und Kollegen (nach wie vor, wenngleich mit abnehmender Tendenz) an der Predigt hängt. Das Bild des evangelischen Pfarrers/der evangelischen Pfarrerin ist (noch immer) stark ein Bild des Predigers/der Predigerin – und dies gilt sowohl für das Fremdbild als auch für das Selbstbild. Damit ist klar: Es geht um mich, wenn die Predigt thematisch wird – und nicht nur um eine so oder so zu diskutierende Frage der Gemeindeentwicklung oder um ein exegetisch-hermeneutisches Spezialproblem. Die Art und Weise, wie ich den Beruf verstehe und ausfülle, kommt zur Sprache. In einer solchen Situation muss klar sein: Predigtkritik bedeutet nicht, dass jemand vor allem oder gar ausschließlich Fehler und Problematisches benennt, sondern dazu verhilft, dass die Predigerinnen und Prediger selbst Stärken und Schwächen, Gelingendes und Problematisches erkennen und so bewusster und reflektierter mit den eigenen Gaben umgehen können. Genau dies aber ist nicht klar – und im Gegenteil laden zahlreiche Vorerfahrungen (s. oben (1))

2 | Vgl. www.atelier-sprache.de

nicht unbedingt dazu ein, sich auf neuerliche Erfahrungen mit Predigtkritik einzulassen.

(3) Hinzu kommt, dass es durchaus sein kann, dass ein unbestimmtes pastorales schlechtes Gewissen besonders in der Predigtarbeit sichtbar wird. Kolleginnen und Kollegen wissen: „Ich habe/hatte (mal wieder) zu wenig Zeit...“ oder: „Ich weiß ja, wie wichtig die Predigt ist, aber ich kam schlicht nicht dazu...“ oder: „Im Studium hatte ich mir immer vorgenommen, die biblischen Texte gründlich zu exegetisieren, jetzt aber ...“ Es war in einem Coaching-Zusammenhang, dass ein Kollege nach einiger Zeit beschämt zugab, dass er nicht wenige Predigten aus dem Internet ziehe, weil er ansonsten mit seinen vielfältigen Aufgaben in der Gemeinde schlicht nicht zurechtkommen würde. Auch wenn der Zeit- und Leidensdruck längst nicht bei allen so intensiv ausgeprägt ist, lässt doch gerade die Predigtarbeit die Kluft erfahren zwischen den eigenen Ansprüchen an das pastorale Tun, dem ursprünglichen Bild, das Kolleginnen und Kollegen sich von diesem Beruf gemacht haben, und der Realität, in der manche nun leben. Auch dieser Umstand motiviert nicht gerade dazu, ausgerechnet an dem Punkt, für den ohnehin chronisch zu wenig Zeit zur Verfügung steht, weiter zu arbeiten.³

(4) Kolleginnen und Kollegen erfahren das „Predigtschreiben“ oder „Predigmachen“, wie sie sich ausdrücken, nicht selten als belastend. „Ich muss dauernd nur produzieren – und mir fällt nichts mehr ein“, so heißt es dann. Da kommen zu der Trauung am Samstag und den beiden Gottesdiensten am Sonntag noch zwei Beerdigungen im

3 | Oder bestenfalls so, dass konkrete Anregungen, Tipps und Ideen gesucht werden. Seit Jahren stehen Fortbildungen, die ganz konkrete Hilfe – etwa für die Weihnachtspredigt – versprechen, hoch im Kurs.

Lauf der Woche, eine Andacht im Kirchenvorstand und eine beim Seniorenkreis – und schon sind sieben Predigten oder predigtähnliche Texte zu erstellen. Woche für Woche, Jahr für Jahr. Die Predigtlust, mit der viele einmal angetreten sind, verwandelt sich zur Predigtlast, unter der manche schier zusammenbrechen. Predigten werden zum Indikator für pastoralen Burnout – nicht gerade eine motivierende Ausgangsbasis, um ausgerechnet an der Predigt noch intensiver zu arbeiten (was ja dann unter Umständen auch bedeutet: noch mehr Zeit investieren).

(5) Es fehlt bislang vielfach ein Instrumentarium zur Predigtwahrnehmung und Predigtkritik, das bescheiden und anspruchsvoll zugleich ist. Bescheiden genug, um nicht auf einmal alles in den Blick nehmen zu wollen: die Theologie, die Sprache, die Redebegehung (oder deren Grenzen), die Hermeneutik, die Fähigkeit zur Wahrnehmung von Gemeinde und Gesellschaft... Und gleichzeitig anspruchsvoll genug, um wirklich hilfreich zu sein für die Reflexion der Predigtpraxis und deren Weiterentwicklung.

Es ist nun meinerseits alles andere als bescheiden, wenn ich behauptete, dass mit der von Martin Nicol konzipierten und von uns beiden weiterentwickelten Dramaturgischen Homiletik ein solches Handwerkszeug vorliegt. Dieses stelle ich im Folgenden knapp vor und deute dann an, inwiefern es für das Predigtcoaching hilfreich sein kann.

2. Moves & Structure, Titel & Mittel.

Das Handwerkszeug Dramaturgischer Homiletik⁴

Es waren zunächst Anregungen aus den USA, die den Erlanger Professor für Praktische Theologie Martin Nicol Mitte der 1990er Jahre zu neuerlichem homiletischen Nachdenken veranlassten. In den USA hatte sich seit den 1960er Jahren eine Erneuerung der Homiletik ereignet, die von manchen (vielleicht typisch amerikanisch und etwas großspurig) „Homiletical Revolution“ genannt wurde.

Die „Revolution“ hatte einen genuin theologischen Hintergrund. Viele US-amerikanische Theologinnen und Theologen rezipierten die hermeneutischen Schriften von Ernst Fuchs oder Gerhard Ebeling und waren vor allem auf deren Beschreibung der Entstehung des Glaubens als „Sprachereignis“ aufmerksam geworden.⁵ Sie begnügten sich nun aber nicht damit, den Glauben als „Sprachereignis“ dogmatisch zu bestimmen, sondern fragten praktisch-theologisch weiter. Angesichts der – auch in den USA erfahrenen – „gespenstischen Monotonie“⁶ oder „institutionell gesicherte[n] Belanglosigkeit“⁷ der Kanzelrede, die eher zum Kirchenschlaf einlud denn als „Sprachereignis“ erfahren zu werden, fragten sie, was sich an der Predigtrede än-

4 | Der folgende Abschnitt ist einem Beitrag des Autors für die Zeitschrift „Musik und Kirche“ entnommen; vgl. Alexander Deeg, Dramaturgie und Inszenierung in Predigt und Gottesdienst. Die „Dramaturgische Homiletik“ und die Aufgabe von Pfarrern und Kirchenmusikern, in: Musik und Kirche 80/2010, H. 1, 26–31.

5 | Vgl. nur Ernst Fuchs, Was ist ein Sprachereignis? Ein Brief, in: ders., Zur Frage nach dem historischen Jesus, Gesammelte Aufsätze 2, Tübingen 1960, 424–430 [hier in der Auseinandersetzung mit Bultmann], oder Gerhard Ebeling, Luther. Einführung in sein Denken, Tübingen 2006 [zuerst 1964], bes. 1–17 [Luther als Sprachereignis].

6 | Martin Doerne, Art. Homiletik, in: RGG3 III, 438–440, hier: 440.

7 | Gerhard Ebeling, Das Wesen des christlichen Glaubens, Tübingen 1959, 9.

dern müsste, damit diese wieder das sein könne, was sie sein sollte: aufrüttelndes, bewegendes, herausforderndes Wort.

Die grundlegende Einsicht ging dahin, Predigt nicht länger deduktiv als dogmatisch oder exegetisch abgesicherten Monolog über Fragen des Glaubens und Lebens zu verstehen, sondern induktiv als eine Rede, die Hörerinnen und Hörer mitnimmt und deren Sprache tut, was sie sagt: Ungerechtigkeit aufdeckt, den Sünder entlarvt, frohe Botschaft zuspricht, Hoffnung weckt. Es ging, kurz und mit einer Wendung Martin Nicols formuliert, darum, nicht länger über den Trost zu reden, sondern zu trösten.⁸

In den USA entwickelten sich zahlreiche Ansätze, die Überlegungen zur biblischen Hermeneutik mit konkreten Vorschlägen zur Sprachgestaltung verbanden. Die Predigt wurde – etwa als narrative Predigt, aber keineswegs ausschließlich – herausfordernd neu entdeckt. Neue homiletische Modelle wurden konzipiert (am bekanntesten wohl David Buttricks breit angelegte Homiletik⁹), gleichzeitig aber auch Aus- und Fortbildungsangebote (am einflussreichsten das „Doctor of Ministry in Preaching-Program“ in Chicago; vgl. www.actsdminpreaching.com).

Die Impulse dieser Bewegung verband Martin Nicol mit den Entwicklungen, wie sie hierzulande seit den 1980er Jahren die Praktische Theologie prägten und unter dem Label einer *ästhetischen Wende* rubriziert wurden.¹⁰ Auch hier war die grundlegende und an und für sich banale Einsicht gereift, dass Form und Inhalt niemals getrennt

8 | Vgl. Martin Nicol, Einander ins Bild setzen. Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2005, 55.

9 | Vgl. David Buttrick, Homiletic. Moves and Structures, Philadelphia (PN) 1988.

10 | Vgl. Martin Nicol, Preaching as performing art. Ästhetische Homiletik in den USA, in: PTh 89/2000, 435–453; ders., Preaching from within. Homiletische Positionen aus Nordamerika, in: PTh 86/1997, 295–309.

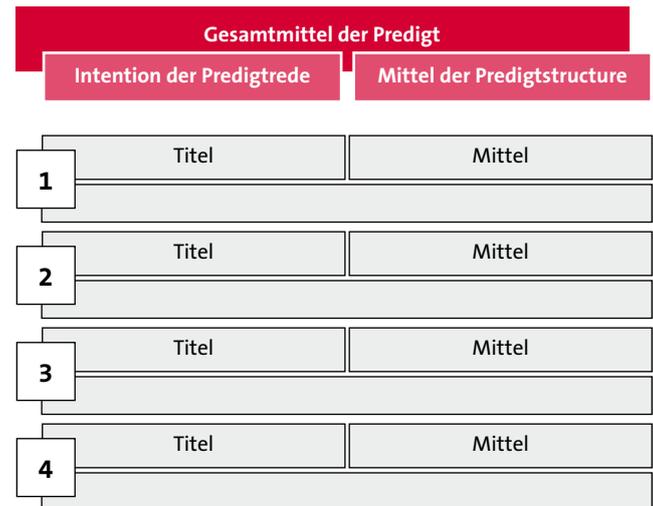
voneinander gedacht werden können, sondern in ihrem Miteinander wahrgenommen werden müssen. So beschrieb Nicol (1) einen theologisch-hermeneutischen Impuls und führte diesen (2) in ein konkretes Handwerkszeug zur Predigtarbeit fort.

(1) Hermeneutisch leitet die Einsicht, dass Predigerinnen und Prediger es bei der Bibel nicht nur mit einer Sammlung alter Texte zu tun haben, die heute vielleicht „noch“ bedeutsam sein können, sondern auch und vor allem mit Worten, Bildern und Geschichten, die bis heute Leben deuten, Glauben wecken, Hoffnung stärken. Wenn es gelingt, Hörerinnen und Hörer der Predigt so in den Sprachraum der biblischen Texte zu führen, dass sich die eigene Geschichte im Blickwinkel der Geschichte Gottes mit seinem Volk Israel und der Welt neu erschließt, kann Predigt mehr werden als ein Vortrag über Themen des Glaubens oder die Geschichte Israels bzw. der frühen Kirche. Aus einem RedenÜber wird ein RedenIn.

(2) Damit ist für Nicol zugleich die Frage nach der Gestaltung der Predigtrede aufgerufen. Wie kann es gelingen, „einander ins Bild zu setzen“, d.h. Hörerinnen und Hörer in die Worte, Bilder und Geschichten der Bibel zu verstricken? Eine dramaturgische Reflexion erscheint für Nicol unerlässlich. Dazu übernimmt und verändert er die Terminologie David Buttricks und spricht von „Moves & Structure“ als den Konstituenten der Predigtrede. Jede Predigt möchte Nicol aus einzelnen „Moves“, d.h. Sequenzen, gestalten, die insgesamt die „Structure“ der Predigtrede ergeben. „Moves“ sind die Bausteine, aus denen durch reflektierte (und d.h.: dramaturgisch bewusste) Gestaltung die Predigtrede entsteht. Unerlässlich ist es für Nicol, das Ineinander von Form und Inhalt sowohl für die Teile (Moves) als auch für das Ganze (Structure) der Predigtrede zu bedenken. Daher gibt er den einzelnen Moves, aber auch der Structure im Ganzen jeweils einen „Titel“, der

für die inhaltliche Ausrichtung steht, und bestimmt das sprachlich-gestalterische „Mittel“. Im zweifachen Wechselschritt von „Moves & Structure“, „Titel & Mittel“ lässt sich so Predigt bauen und analysieren.

In der Übersicht könnte eine Predigt, die aus vier unterschiedlichen Moves besteht, dann so aussehen, wie es die unten folgende Skizze zeigt. Für jeden Move wird ein Titel bestimmt sowie das dominierende Gestaltungsmittel angegeben.



Die Klage, dass Predigt zu „langweilig“ sei, ist nicht übermäßig differenziert. Aber wer sich einmal die Mühe macht, z.B. verschiedene im Internet veröffentlichte Predigten hintereinander weg zu lesen, der wird sich dieses Eindrucks ebenfalls kaum erwehren können. Dabei ist es gar nicht so, dass die Gedanken und Ideen, die Bilder und Erzählungen immer das Problem wären. Vielfach kommt die Sprachgestalt dem Inhalt nicht hinterher. Predigten werden irgendwie durchgeschrieben. Im schlimmsten Fall von „Liebe Gemeinde“ bis „Amen“. Was sich dann ergibt, haben Martin Nicol und ich einmal „mittlere Kanzelsprache“ genannt. Eine Mischung aus theologischem Diskurs „light“, ein paar Metaphern, ein paar Beispielen zur Auflockerung, ein paar Vergleiche. Nirgendwo aber wird mutig über eine Strecke der Predigt hinweg einfach nur erzählt oder meditiert, ein Bild mit Mitteln der Sprache groß gemacht oder ein Diskurs intellektuell anregend geführt. Nirgendwo wagt die Predigt über eine gewisse Strecke einen echten inneren Monolog, nirgendwo begibt sie sich hinein in die dialogische Auseinandersetzung mit dem Text oder einer Position der Gegenwart, nirgendwo wagt sie, wie in einer journalistischen Reportage zu reden oder gar in einer Glosse.

Und dies alles, obwohl bekannt ist, dass die Aufmerksamkeitsspanne von Hörerinnen und Hörern nach einer gewissen Zeit unweigerlich abflaut, wenn es dem Redenden nicht gelingt, die Aufmerksamkeit – z.B. durch einen Wechsel des sprachlichen Mittels – neu zu gewinnen.

Die Wahrnehmung der Predigt in „Moves“ bedeutet die Chance, einzelne Sequenzen als formal-inhaltliche Einheiten zu konzipieren. Eine bestimmte inhaltliche Bewegung (Titel) verbindet sich mit einem bestimmten sprachlichen Mittel, das sich nicht einfach zufällig ergibt, sondern bewusst reflektiert wird.

Übrigens: In vielen Coachingzusammenhängen und auch in meiner eigenen Predigterfahrung hat sich gezeigt: Wo ich weiß, wie ich in einer bestimmten Sequenz der Predigt rede, erhöht sich auch meine eigene Lust an der sprachlichen Gestaltung. Die Vorfreude auf das Predigen, auf den Vortrag steigt!

Und: Wenn ich meine Predigt klar in Moves strukturiere, fällt es einigermaßen leicht, wenigstens Teile der Predigt frei zu halten und mich immer wieder vom Manuskript zu lösen. Ich weiß ja, was nacheinander kommt und wie die einzelnen Teile gestaltet sind.

Auch für die Predigt insgesamt gibt es einen Titel, wobei damit gleichzeitig nach der Intention der Predigtrede zu fragen ist. Und auch die Structure folgt einem bestimmten Gestaltungsmittel, einer jeweils eigenen Dramaturgie.

Der Gesamttitel der Predigt setzt intensive theologisch-hermeneutische Arbeit voraus. Er ergibt sich als Folge der Erkundungen des biblischen Wortes und kann sich während der Erarbeitung der Predigt noch mehrfach verändern. Mit seiner Hilfe ist es möglich, die inhaltliche Bewegung und das Ziel dieser Predigtrede ins Relief zu heben und genau zu bestimmen.

In Coachingzusammenhängen bitte ich Predigerinnen und Prediger oft, ihrer Predigt einen Titel zu geben. Manchmal fallen diese Titel dann sehr nominal und abstrakt aus („Die Menschenliebe Gottes“) – und zeigen damit, dass die Bewegung der Predigt sowie die Intention noch nicht klar erarbeitet wurden. Soll in der Predigt über die „Menschenliebe Gottes“ informiert werden? Oder geht es doch darum, dass Gott jede/jeden einzelne/einzelnen der Hörerinnen und

Hörer liebt, so dass die Predigt insgesamt eher als Liebeslied zu intonieren wäre – und nicht als eine akademische Vorlesung „light“? Manchmal auch können Predigerinnen und Prediger nur mit großer Mühe einen Titel bestimmen. Eher legen sich zwei Titel oder komplexe Formulierungen mit Titel und Untertitel nahe – unter Umständen ein Hinweis darauf, dass (noch) zu viel in der Predigt steckt.

Gemeinsam und im Dialog kriegen wir in den kommenden Jahren sicher noch Umfassenderes hin, als es diese kleine Schrift jetzt sein kann!

3. Drei Chancen der Predigtwahrnehmung nach diesem Modell

3.1 Das Ganze im Blick. Distanzierung als Voraussetzung neuer Wahrnehmung

Bei Predigtbesprechungen gibt es meiner Wahrnehmung nach vor allem zwei Probleme: erstens das Problem, zu schnell „abzuheben“ von der konkret gehaltenen Predigt, zweitens das Problem, zu schnell zu versinken in Details der vorliegenden Predigt.

(1) Es gibt Predigtbesprechungen, bei denen die eigentliche Predigt nur kurz im Blick ist. Es geht dann schnell um anderes – und sicher auch Wichtiges und Unverzichtbares: um die Wahrnehmung der Person des Predigers/der Predigerin, um die Gemeinde und ihre Chancen und Probleme, um theologische Fragen, die in der Predigt eine Rolle

spielen... Wie gesagt: alles dies ist wichtig; was dabei aber auf der Strecke bleibt, ist die Frage nach dem Handwerk der Predigt, nach der konkreten Machart, dem Aufbau, der Sprache etc.

(2) Es gibt auch Predigtbesprechungen, bei denen ein Coach und sein Gegenüber jeweils das vierseitige DIN A4 oder neunseitige DIN A5-Manuskript der Predigt in den Händen halten und dann irgendwann beginnen, darin zu blättern. „Eindrücklich war für mich, als du sagtest... Moment, wo war das gleich?“ Oder: „Gestört hat mich, als du sagtest...“ Es beginnt ein Suchen nach Sätzen oder Absätzen in einem manchmal nicht gerade übersichtlich gestalteten Text. Schnell verheddert man sich in Einzelnes, in Wendungen, Begriffe etc.

Meiner Erfahrung nach erweist es sich als große Hilfe, wenn es gelingt, dass beide – Prediger/Predigerin und Coach – gemeinsam und neu auf die Predigt blicken. Wenn mir vor einem Coaching eine Predigt zugesandt wird, „zerlege“ ich sie in aller Regel im Vorfeld in einzelne Moves (oder etwas hinreichend ähnliches). Das ist machbar, auch wenn die Predigt nicht nach dem Modell der Dramaturgischen Homiletik erarbeitet wurde. Freilich sind die Moves dann unter Umständen nicht ganz klar in ihrer Titel-Mittel-Relation und freilich bleibt die Unterteilung dann häufig willkürlich. Genau dies aber eröffnet einen neuen, einen anderen Blick auf die gehaltene Predigt. Wenn dann die gemeinsame Predigtbesprechung beginnt, lege ich die Moves der Predigt (nach einer kurzen Einführung in die Terminologie der Dramaturgischen Homiletik) gerne als farbige DIN A4-Zettel vor uns auf den Fußboden. Für jeden Move ein Zettel. In aller Regel habe ich einen Titel formuliert (manchmal fällt das sehr leicht, manchmal aber weist auch schon der gefundene Titel auf ein Problem hin, das in dieser Predigtsequenz steckt). Manchmal bestimme ich auch das vor-

herrschende sprachliche Mittel. Inhaltlich oder sprachlich vergleichbare Moves gestalte ich mit Zetteln gleicher Farbe.

Sollte die Predigt an einer Stelle einen deutlichen Bruch haben oder einen klaren Wende- bzw. Höhepunkt aufweisen, so mache ich dies durch die Art und Weise, wie ich die Zettel (in einer Linie, in einem Bogen, mit einer klaren Unterbrechung) auf den Boden lege, deutlich. Wichtig für das Verständnis: Was dann auf dem Boden liegt, ist meine Rezeption der schriftlich vorliegenden Predigt, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Genau dadurch wird dem/der Prediger/Predigerin ein neuer Blick auf sein/ihr eigenes Werk ermöglicht. Er oder sie hängt nicht mehr an seinem/ihrem Manuskript, aber auch nicht an den Erinnerungen an die gehaltene Predigt, sondern begegnet der eigenen Predigt neu. Die einst gehaltene Predigt wird ‚begehbar‘. Predigende können herumlaufen, sich die Predigt neu betrachten.

Es geschieht ganz häufig, dass dann sehr schnell Äußerungen kommen wie: „Das ist ja frapperend! Genau hier, wo jetzt vier Zettel in gleicher Farbe liegen, genau hier fand ich die Predigt auch zu lang und selbst langweilig.“ Oder: „Stimmt! Diese Farbe taucht am Anfang auf – und dann nie mehr! Das war wirklich nur ein Aufhänger!“ Oder: „Jetzt erst sehe ich: Ich habe, glaube ich, zwei verschiedene Predigtschlüssel!“ Oder: „Meine Güte! Der Titel zu diesem Move ist ja wirklich langweilig formuliert... Stimmt, das war auch die ödeste Sequenz!“ Oder: „Diesen Titel finde ich spritzig! Das freut mich! Hier hat mir selbst das Formulieren und dann auch der Vortrag Spaß gemacht!“

Die Wahrnehmung der Predigt als Folge von Moves (und konkret: als Folge von bunten Zetteln auf dem Boden!) führt zur Distanzierung und somit zu einem neuen Blick.

3.2 Der Teil und das Ganze. Makrologischer und mikrologischer Blick im Wechselspiel

Gleichzeitig wird durch diese Methode die ganze Predigt auf einmal ansichtig. Es wird erkennbar, wie der Spannungsbogen dieser Predigt läuft, wo Längen sind und wo die Predigt sich dynamisch entwickelt. Wo Predigerinnen und Prediger (gemeinsam mit den Predigtkritikern) sonst allzu leicht im Manuskript „versinken“, wird es nun möglich, dass zwei Menschen gemeinsam das Ganze in den Blick nehmen.

Meiner Erfahrung nach ist gerade diese Gesamtperspektive eher ungewohnt und gerade so hilfreich. Freilich: Viele Predigerinnen und Prediger erstellen sich eine Gliederung, bevor sie die Predigt ausformulieren. Aber eine Folge von Gliederungspunkten auf einem Blatt Papier vermittelt einen völlig anderen Eindruck als eine Folge von bunten Zetteln, die vor einem auf dem Fußboden liegen.

Nicht zuletzt ermöglichen die Zettel einen zugleich kreativen und spielerischen Umgang. Ich kann – probeweise – einen Zettel entfernen (wie schwer fällt es demgegenüber, einen Gliederungspunkt zu streichen oder gar eine ganze, im Manuskript bereits ausformulierte, Predigtsequenz). Ich kann ganz leicht Umstellungen vornehmen und die Predigtrede in anderer Reihenfolge imaginieren...

Gleichzeitig besteht selbstverständlich die Möglichkeit, vom Ganzen immer wieder ins Einzelne zu gehen. Wenn etwa ein Kollege erkennt: „Ja, wenn ich jetzt die ganze Predigt sehe, dann erkenne ich auch wieder: Dieser Move hier, das war der Punkt, an dem mir die Aufmerksamkeit der Gemeinde weggerutscht ist...“ Es kann sich dann anbieten, eben diesen Move nochmals genauer anzusehen, ihn auf seinen Inhalt und seine sprachliche Gestaltung (Titel & Mittel) zu befragen und nach Alternativen zu suchen.

Der Teil und das Ganze – beides gerät ins Wechselspiel.

3.3 Kollegiales Miteinander. Neue Chancen für die gemeinsame Arbeit

Das Handwerkszeug der Dramaturgischen Homiletik ist schlicht. Die beiden terminologischen Wechselschritte „Moves & Structure“ sowie „Titel & Mittel“ – das ist schon alles. Meiner Erfahrung nach aber helfen diese ungemein, wenn es darum geht, gemeinsam Predigt wahrzunehmen. Es gibt schlicht eine gemeinsame Terminologie, auf die sich bislang alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den von mir durchgeführten Predigtcoachings sehr schnell und spielerisch eingelassen haben. Wir brauchen dann nicht schwierige und in der Predigttheorie sehr unterschiedlich besetzte Begriffe zu bemühen – wie etwa den Begriff des „Skopus“. Es ist auch nicht nötig, Predigerinnen und Prediger zunächst auf einen gemeinsamen Kenntnisstand zu bringen – etwa über die hilfreichen, aber durchaus komplexen Begriffe der Semiotik. Ein Miteinander ist schnell gegeben und eine Sprache, die verbindet, schnell gefunden.

Obwohl es nur vier Begriffe sind, erweist sich diese Sprache doch in der Praxis als erstaunlich präzises Instrumentarium, um Chancen und Probleme einer Predigt zu erkunden. (Dass sich die vier Begriffe natürlich nicht nur bei der Predigtkritik als hilfreich erweisen, sondern auch bei der Predigterarbeitung, haben Martin Nicol und ich versucht, in unserem Buch „Im Wechselschritt zur Kanzel“ zu zeigen.)

Eine Nebenbemerkung:

Viele Predigerinnen und Prediger, die das Handwerkszeug Dramaturgischer Homiletik kennengelernt haben, entdecken damit auch die

Möglichkeit einer intensiven homiletischen Zusammenarbeit bereits bei der Entstehung der Predigt.

Der Mut wächst, auch unvollständige Entwürfe dem Kollegen/der Kollegin per mail zuzusenden und um Ideen für noch fehlende Moves zu bitten. Der Mut wächst, Werkstücke mit dem Instrumentarium zu kommentieren: „Mir fehlt noch ein einleuchtender Gesamttitel der Predigt!“ Oder: „Der dritte Move scheint mir verzichtbar!“ Oder: „Bei diesem Move stimmt m.E. das Mittel noch nicht ...“

Predigtarbeit kann aus der isolierten Studierstube in das Miteinander der homiletischen Werkstatt überführt werden – ein Aspekt, der die Motivation zur Predigt und Predigtvorbereitung bei einigen Teilnehmerinnen und Teilnehmern am Coaching spürbar erhöht hat.

Literatur

Martin Nicol, Einander ins Bild setzen.
Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2005.

Martin Nicol/Alexander Deeg, Im Wechselschritt zur Kanzel.
Praxisbuch Dramaturgische Homiletik, Göttingen 2011.



Predigtwerkstatt als Spiel- und Sprachraum

Anne Gidion

In der Regel entstehen Predigten am Schreibtisch. Die Tür nach draußen ist fest geschlossen. Störungen unerwünscht. Die grübelnde Person ist allein mit dem biblischen Text. Der Blick der Schreibenden richtet sich nach unten auf das leere Blatt oder geradeaus auf den Bildschirm. Im Gottesdienst kann man das manchmal sehen, dies Erschrecken der Predigerin über die real anwesenden Menschen. Ihr seid da? Eben war ich doch noch allein – mit mir und mit dem Text. Oder doch nicht so allein, da waren ja noch die Kommentare, die Predigtstudien, die Regalmeter theologische Literatur. Doch nicht so allein – denn gerade bei der Predigtvorbereitung stehen sie gerne hinter dem gebeugten Rücken der Schreibenden und reden rein, die eigenen und fremden Väter des Glaubens, die persönlichen Kronzeugen fester Überzeugungen. Pfarrerväter, Konfirmatoren, Vikariatsmütter.

Was also prägt meine Sprache? Woher kommen meine Bilder, mit denen ich beim Predigen um die „Darstellung des Undarstellbaren“ (Schleiermacher) ringe?

Das gottesdienstliche Institut nordelbien probiert verschiedene Wege aus, um an die eigene Sprache der Pastorinnen und Pastoren in Liturgie und Predigt heranzukommen. Ein Weg ist die Arbeit mit einem Schriftsteller. Gerade kein Theologe sollte das sein, sondern einer, der Kirche und Gottesdienst zwar mag und kennt, seine Kriterien und Methoden aber in anderen Feldern entwickelt hat und auch anderswo konkret und laufend anwendet. Ein Schriftsteller, der die

Predigenden fragt: Wie kommt Ihr an Eure Überzeugungen und findet dafür Eure Sprache, Eure genuine Ausdrucksform, die Euch unverwechselbar macht - auch auf der Kanzel? Denn Predigerinnen und Prediger kennen diese Herausforderung, diese Suche nach dem eigenen Ton, in dem sie der homiletischen Ausgangssituation gerecht werden müssen.¹

Die Versuchsanordnung für die Arbeit mit dem Schriftsteller: Zwei Tage, am besten von Mittag bis Mittag, damit zwei Abende darin liegen. Eine nicht zu große Gruppe (7 bis 15 Personen), ein großer Tisch, Stifte und ein Stapel leere Blätter. Mitgebrachte Predigten der Teilnehmenden. Erforderlich: die Bereitschaft zu Spontaneität verbunden mit der Fähigkeit, scheinbar Unvollkommenes zuzulassen und laut vorzulesen, auch wenn es aus der eigenen Feder geflossen ist. Wichtigste Komponente für die Werkstattarbeiten: knappe Zeitvorgaben, für alle gleich.

Der Schriftsteller gibt einfache Aufgaben. „Verfassen Sie einen Text, in dem folgende sechs Worte vorkommen: Wolke, Wort, Wunde, werfen, wachsen, wehen. Sie haben dafür 10 Minuten.“

So entstehen die ersten kleinen Werkstücke. Einige Teilnehmende tun sich noch schwer damit. Für andere ist die Alliteration der Wortkombination schon Poesie, die es nur noch anzuordnen gilt:

„Wirf Dein Wort in die Wolken. / Dann wächst es und weht und weht und wächst. / Zeige Deine Wunde.“

1 | Im Folgenden beschreibe ich eine Predigtwerkstatt mit Heinz Kattner, Schriftsteller und Dozent für Sprachgestaltung, die im April 2011 bei Hamburg stattgefunden hat. Eingeladen hatte das gottesdienstinstitut nordelbien, mein Kollege Thomas Hirsch-Hüffell und ich habe die Tagung geleitet. Heinz Kattner arbeitet seit Jahrzehnten in der geschilderten Weise (mit vielen Varianten im Detail) in Vikarskursen, in Pastoralkollegs und mit verschiedenen nichttheologischen Berufsgruppen.

In einer knappen halben Stunde wird so aus einer lose zusammengewürfelten Gruppe eine kleine Gemeinschaft von Schreibenden. Der nächste Schritt ist etwas komplexer: Es gibt den gleichen Satz für alle, einen Satz, der Assoziationen freisetzen kann, ohne zugleich sofort Sinn nahe zu legen. Eine paradoxe Formulierung, zum Beispiel: „Das Berghaus hungert.“ Zeit: 10 Minuten. Die paradoxe Formulierung verleitet ins Erzählerische. Irgendeine Erklärung muss es doch geben – der Satz wird eingebaut, als Missverständnis und Hörfehler entlarvt, als unvollständig dekuviert, zur Folie einer Gruselgeschichte („...Jahr um Jahr hatten sie mich abgeholt, die beiden, mich rechts und links eingehakt, oder waren neben mir hergegangen – wer sieht als erster das Haus! In diesem Jahr kam ich an der Bushaltestelle an – niemand da. Stille. Die Füße wussten den Weg, ich ging also los, aber langsamer als sonst. Die letzte Kurve vor dem Tal. Meine Schritte wurden schneller. ‘Das Berghaus hungert,’ schoss es mir durch den Kopf, als ich das Haus endlich sah. ‘Das Berghaus hungert.’ Plötzlich war mir kalt. Meine Schuhe drückten...“)

Noch immer dauert das Seminar keine zweieinhalb Stunden, und doch sind die üblichen Tücken der Schreibblockaden und Predigttrouinen vergessen. Schreibtypen beginnen, sich herauszukristallisieren. Der eine hat offenbar den Hang zum Komischen und Direkten. Die andere schafft mit Vorliebe Atmosphären. Der dritte lässt sich von den vorgegebenen Worten dahin reißen wie von einem Strudel, eigene Worte mengen sich wie zufällig darunter.

Der nächste Schritt ist ein behutsamer, zurück ins vertraute Gelände. Auf der Folie eines offenkundig misslungenen, weil überfrachteten und abstraktionsgesättigten Predigtschlusses heißt es nun, einen eigenen zu verfassen. In 15 Minuten. Der Übertrag ist heikel. Das kann ich doch nicht, wenn ich die Predigt nicht kenne. Das geht doch nur im Ganzen. Einwände, leichtes Murren, der frisch gewonnene experi-

mentelle Mut versinkt wieder. Der Schriftsteller wird zum Dompteur der Predigenden und bleibt entschieden. Natürlich geht das. Wer „Das Berghaus hungert“ in einen Text einbauen konnte, kann auch einen Schluss finden für eine ungehaltene Predigt. Und dann überraschend gute Ergebnisse.

Erst am folgenden Tag geht es an die Arbeit an der mitgebrachten Predigt. Durch die Schreibübungen und Miniaturen des Vortags haben die Leitenden und die Gruppe eine Ahnung davon bekommen, wo die Stärken der Predigerinnen und Prediger sitzen. Denn die treten erfahrungsgemäß besonders unverfälscht in der Nicht-Predigt zu Tage. Zugleich ist Vertrauen gewachsen: es fällt leichter, gemeinsam Doppelungen und ermüdende Wortkaskaden aufzudecken, Energiepunkte zu finden, Aufmerksamkeitskurven freizulegen. (Am Anfang ist die Aufmerksamkeit immer am höchsten, deshalb nicht die starken Ideen verschenken! Am Schluss hingegen gilt es, noch einmal richtig Schwung zu holen, denn da ist die Kurve in der Regel tief gesackt.) In der Werkstatt, die kein Ernstfall ist, sondern Labor, fangen die einzelnen Predigtpersönlichkeiten an, anders zu leuchten. Reduktion ist dabei eins der Zauberwörter. Nicht: was muss ich alles sagen, was darf ich nicht vergessen, sondern: was kann ich lassen. Und: wo kann ich (auch frei!) erzählen. Wie kann ich meine Thesen und Schachtelsätze, meine Konjunktive und Unterstellungen in Narrative umwandeln, die wirksamer beim Zuhören sind. Zugleich: wenn ich erzähle, dann bitte nur eine Geschichte, nur ein Beispiel, nicht fünf, um alle möglichen Zielgruppen erreichen zu wollen.

Bei der Abschlusspräsentation von Predigten und Predigtteilen zeigt es sich: Ausnahmslos alle Werkstücke sind klarer und zugleich bunter geworden. Ein frischer Luftzug ist durch die Sprachmuster hindurch gegangen. Ein nachösterliches Gefühl liegt in der Luft. Predigen, gleichsam wie neu geboren.

Die letzte Übung zum Abschied: Porträt eines freundlichen Menschen. Natürlich in 15 Minuten. Predigten bekommen einen besonderen Atem durch Porträts. Menschen interessieren sich nun einmal für Menschen, das gilt auch für Predigthörende. Ein kleines Porträt einer Person, fiktiv oder real, prominent oder alltäglich, reißt Aufmerksamkeitskurven empor, schafft Anteilnahme. Jede Kasualansprache und jede Einführung lebt davon, aber auch manche Sonntagspredigt kann davon profitieren. Die Porträts einander vorzulesen, ist wie Türen öffnen. Auf einmal sitzen gefühlt doppelt so viele Menschen im Raum, die Porträtierten noch gleich mit.

Warum hilft neben den handwerklichen Fähigkeiten dazu besonders der Außenblick des Schriftstellers? Die Predigt ist ein Sprachwerk und ein kommunikativer Vollzug, der auch außerhalb des Konsens-Raums „Kerngemeinde“ wirken soll. Als Predigerin muss ich dabei nicht alles wissen und alles kennen und sollte das auch nicht behaupten. Aber ich sollte mich als Person mit meiner Sprache und meinen Sprachbildern glaubwürdig hinaus wagen können ins Weite. Ich setze meinen Blick auf die Phänomene der Wirklichkeit stimmig in Beziehung zum biblischen Text, zu der Tradition, aus der ich komme. Dafür brauche ich einen belastbaren Zugang zu meinen Eigenarten, meinem Stil. Ich muss darauf vertrauen können, dass mein Ton das trägt, was ich sagen will und was, gefühlt und geglaubt, der Geist mir eingibt.



Gemeinschaftlich predigen

Homiletische Aktualisierungen zur Predigt
des Antonio Montesino OP und seiner Brüder 1511

Ulrich Engel

Erinnerung

Im September 1510 trafen die ersten Predigerbrüder in Lateinamerika, genauer: auf der Insel Hispaniola (heute: Dominikanische Republik und Haiti) ein. Zu den 15 spanischen Ordensleuten der vom hl. Dominikus (ca. 1170-1221) gegründeten Gemeinschaft des „Ordo praedicatorum“ gehörte u.a. auch Fray Antonio Montesino OP (ca. 1485-1540), zu jener Zeit Oberer der Kommunität.

Sehr bald schon erkannten die Ordensmänner die skandalöse Ausbeutung der den spanischen Siedlern „anheimgegebenen“ indigenen Bevölkerung, die in Spanien bis dato praktisch nicht bekannt war, und entschlossen sich zum Widerstand. Intensive Beratungen führten sie zu ihrem Entschluss, in öffentlicher Predigt das den Indios zugefügte Unrecht anzuprangern. Vorbereitet von der ganzen Gemeinschaft und im Namen aller Brüder hielt Antonio Montesino am 4. Adventssonntag 1511 in Santo Domingo eine Predigt, die zum Fanal werden sollte. Bartolomé de Las Casas OP (1484-1566) hat sie in seinem großen Geschichtswerk „Historia de las Indias“ überliefert.

Predigt

„Ihr seid alle in Todsünde und lebt und sterbt in ihr wegen der Grausamkeit und Tyrannei, die ihr gegen jene unschuldigen Völker gebraucht. Sagt, mit welchem Recht und mit welcher Gerechtigkeit

haltet ihr jene Indianer in einer so grausamen und schrecklichen Sklaverei? Mit welcher Autorität habt ihr so abscheuliche Kriege gegen diese Völker geführt, befanden sie sich doch in ihren eigenen sanften und friedlichen Ländern, von denen Ihr unendlich viele durch Tod und nie gehörte Gräueltaten vernichtet habt? Wie könnt ihr sie so unterdrücken und plagen, ohne ihnen zu essen zu geben noch sie in ihren Krankheiten zu pflegen, die sie sich durch das Übermaß an Arbeit, die ihr ihnen auferlegt, zuziehen, und euch dahinstirben oder, besser gesagt, die ihr tötet, nur um täglich Gold zu gewinnen und einzuziehen (...)?

Sind sie denn keine Menschen? Haben sie keine vernunftbegabten Seelen? Seid ihr nicht verpflichtet, sie zu lieben wie euch selbst? Versteht ihr das nicht? Spürt ihr das nicht? Welch ein tiefer Schlaf, welche Teilnahmslosigkeit hält euch umfangen?“

Anspruch

2011 jährt sich zum 500. Mal der Jahrestag der Predigt des Antonio Montesino und seiner Gefährten. Weltweit gedenken Dominikanerinnen und Dominikaner des Ereignisses. Das 2010 in Rom gefeierte Generalkapitel des männlichen Teils des Ordens formulierte den daraus resultierenden Anspruch in seinen Akten so: „Die Gemeinschaft von ‚Hispaniola‘ und die Predigt des Antonio von Montesino, deren 500. Jahrestag wir feiern, ist ein hervorragendes Beispiel für diese wesentliche Beziehung zwischen Predigt und Gemeinschaft (...). Unsere Predigt, die von einer Gemeinschaft ausgeht, die brüderlich, vielgestaltig und offen für Dialog ist, sollte ein heilendes Zeichen in einer Kirche und Gesellschaft sein, die von ständigen Teilungen, Konfrontationen und Polarisierungen gezeichnet sind.“

Aktualisierungen

Wie kann eine solche gemeinschaftliche Predigt heute aussehen? Fokussiert auf die Möglichkeiten einer an dem Beispiel von Santo Domingo maßnehmenden kommunitären Predigtpraxis seien hier drei Erfahrungen berichtet. (Dabei thematisiere ich ausdrücklich nicht die gleichfalls homiletisch brisante Frage, wie heute eine prophetische Predigt mitsamt den ihr eigenen politisch-theologischen Implikationen aussehen könnte.)

- 1989/90 habe ich im Dominikanerkloster Braunschweig gelebt. Jeden Montag trafen sich die sechs Brüder der Kommunität, um miteinander die für den darauffolgenden Sonntag vorgesehenen Schrifttexte zu lesen, zu meditieren und oftmals auch theologisch kontrovers zu diskutieren. Die Predigt des Sonntags lag gleichwohl in der Verantwortung eines Dominikaners. Seine Ausführungen waren jedoch direkt oder indirekt von Gedanken des gemeinsamen Austauschs geprägt.

- Von 1990 bis zum Jahr 2000 gehörte ich der Kommunität der Düsseldorfer Dominikaner an. In einem festen Team von insgesamt vier Brüdern oblag uns die Gestaltung der Samstagabendgottesdienste einschließlich der jeweiligen Predigt. Wir vier versuchten, möglichst zu allen diesen Gottesdiensten anwesend zu sein. Neben regelmäßig einmal im Monat stattfindenden Predigtgesprächen, in deren Rahmen die Gottesdienstbesucherinnen und -besucher im unmittelbaren Anschluss an die Liturgie eingeladen wurden, mit dem Prediger über die gerade gehörte Predigt bzw. die ihr zugrunde liegende theologische oder gesellschaftspolitische Thematik ins Gespräch zu kommen (die Einladung nahmen jeweils zwischen 20 und 50 Inter-

sierte wahr), verabredeten wir Teammitglieder uns ca. jährlich zu einer eintägigen Supervisionsklausur. Gemeinsam mit einem (zumeist aus dem Franziskanerorden kommenden) Homiletiker wurden dabei die Aufzeichnungen von vier real gehaltenen Predigten sowohl in formaler als auch in inhaltlicher Weise bearbeitet. Dass solch eine gemeinschaftliche Predigtsupervision auch schon einmal am theologisch-homiletischen Selbstwertgefühl des einen oder anderen Predigers (empfindlich) kratzen konnte, ist wahrscheinlich auch für Außenstehende nachvollziehbar.

- Immer wieder werden Dominikaner eingeladen, zu besonderen Anlässen oder in den geprägten Zeiten des Kirchenjahres – v.a. in der Fasten-/Passionszeit, Advent – „auswärts“ zu predigen. Jüngstes Beispiel: 2011 waren die Dominikaner des Leipziger Klosters und des Berliner Instituts Marc-Dominique Chenu angefragt, die Fastenpredigten in der Magdeburger Kathedrale Sankt Sebastian zu übernehmen. Nach einer gemeinsamen inhaltlichen Themenfindung („Zur Freiheit berufen – um der Menschen willen“) sagten wir eine entsprechende Reihe von vier 30-minütigen Ansprachen zu. Vier Dominikaner beteiligten sich mit Predigten zu Röm 12f; 2 Kor 5; 1 Kor 12f. und Gal 5 an diesem Zyklus.

Manche Beispiele mehr ließen sich anführen, viele Ideen mehr sich entwickeln. Einer im Sinne der Dominikaner von Santo Domingo gemeinschaftlichen Predigt sind m.E. formal kaum Grenzen gesetzt – auch ökumenisch nicht! Aber das ist ein anderes Thema...



Homiletisch-liturgische Exkursion

Dietrich Sagert

Einführung

Anfragen größerer Gruppen von Pastorinnen und Pastoren (Konvente u.a.) an das Predigtzentrum haben auf der Suche nach einer erfahrungsorientierten Form von Coaching zu folgenden Fragen geführt:

- Welche einfachen Mittel kann man für die Predigtvorbereitung nutzen und diese zugleich mit einer liturgischen (Umgang mit Geste, Bild, Symbol) und spirituellen (beten, schweigen) Praxis in Verbindung bringen?
- Was steht an Traditionen im Bereich Liturgie, homiletisch ausgerichtetem Umgang mit Texten und damit verbundener intellektueller (lesen, übersetzen) und angrenzender künstlerischer (singen, laut lesen) Praxis ohne großen Aufwand zur Verfügung?
- Wie kann ein spielerischer Umgang mit diesen Elementen der Tradition entstehen bzw. eingeübt werden, so dass diese anregend und nicht normativ wirken?
- Wie können traditionelle liturgische und homiletische Elemente persönlich rezipiert bzw. nutzbar gemacht werden, auch wenn diese der eigenen Praxis eher nicht entsprechen?

Die Beantwortung dieser Fragen führte zu Entwicklung und Test von Erfahrungswegen, die ich schließlich homiletisch-liturgische Exkursionen nenne. Ziel von homiletisch-liturgischen Exkursionen sind kurze persönliche Erfahrungen, die zunächst nicht besprochen werden, sondern die jeder Teilnehmer/jede Teilnehmerin macht und nach jeder Station als kurze Erfahrungsnotiz (bei der es kein richtig oder falsch gibt, die auch ein Unwohlsein o.ä. bei der entsprechenden Erfahrung ausdrücken kann) aufschreibt. Gegebenenfalls kann aus diesen Notizen während des Schlussfeedbacks zitiert werden, ansonsten gelten sie der persönlichen Reflexion. Am Ende des Erfahrungsweges steht das Verfassen eines Predigtgedankens (Move), der vorgetragen werden kann, aber nicht muss. Abschließend ist Gelegenheit für Rückmeldungen.

Als Beispiel werden im Folgenden die Stationen einer homiletisch-liturgischen Exkursion zum Magnifikat vorgestellt. Exkursionen sind auch zu anderen Texten und Themen vorstellbar, sie sollten neben der bewussten Wiederbegegnung mit traditionellen Elementen auch zeitgenössische künstlerische oder philosophische Anregungen enthalten; auch befremdende Elemente sind wünschenswert, um einer Tendenz zur Selbstreferenz entgegen zu wirken. Grundsätzlich ist es wichtiger, sich an den Stationen der Erfahrung auszusetzen, als über sie zu diskutieren. Und generell empfiehlt es sich, konzentriert vorzugehen und nicht zu lange bei den einzelnen Stationen zu verweilen.

Homiletisch-liturgische Exkursion zum Magnifikat (Lukas 1, 46–55)

1. Station: Laut lesen

Und Maria sprach: Meine Seele erhebt den Herrn,
und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands.

Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.

Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Kindeskinder.

Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.

Und seine Barmherzigkeit währt immer von Geschlecht zu Geschlecht bei denen, die ihn fürchten.

Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.

Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen.

Er gedenkt der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf,

wie er geredet hat zu unsern Vätern, Abraham und seinen Kindern in Ewigkeit.

Bemerkung: Wenigstens zwei Teilnehmende [immer Mann und Frau] lesen nacheinander die Lutherübersetzung laut und ohne Betonung, so neutral wie möglich. Was zunächst als langweilig oder teilnahmslos erscheint, ermöglicht die Wahrnehmung der Fremdheit des Textes, der dem Lesenden und Hörenden als Material entgegentritt.

Erfahrungsnotiz

2. Station: Laut im Wechsel lesen

*Und Maria sprach: Meine Seele erhebt den Herrn,
und mein Geist freuet sich Gottes, meines Heilands.*

Denn er hat die Niedrigkeit seiner Magd angesehen.

Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle KindsKinder.

Denn er hat große Dinge an mir getan, der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.

*Und seine Barmherzigkeit währt immer von Geschlecht zu Geschlecht
bei denen, die ihn fürchten.*

Er übt Gewalt mit seinem Arm und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.

Er stößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.

Die Hungrigen füllt er mit Gütern und lässt die Reichen leer ausgehen.

Er gedenkt der Barmherzigkeit und hilft seinem Diener Israel auf,

wie er geredet hat zu unsern Vätern, Abraham und seinen Kindern in Ewigkeit.

Bemerkung: Jeweils zwei Personen, Mann und Frau, räumlich möglichst weit auseinander, lesen die Vershälften im Wechsel auf unangestrengt neutrale Art.

Erfahrungsnotiz

3. Station: Singen des Magnifikat im IX. Psalmton mit Antiphon und Gloria Patri aus der Vesper

ABENDGEBET

LOBGESANG DER MARIA (CANTICUM: MAGNIFICAT) 785.6

Leitvers (Antiphon)



Alle wiederholen den Leitvers

IX. Psalmton

I. Mei-ne Seele er-hebt den Her-ren,
II. denn er hat die Niedrigkeit
seiner Magd an-ge-se-hen.**

und mein Geist freuet sich
Gottes, mei-nes Hei-lan-des,
Sie-he, von nun an werden
mich selig preisen alle Kin-des-kin-der.

DER GOTTESDIENST

Denn er hat große Dinge an mir getan,
der da mächtig ist und dessen Name heilig ist.
Und seine Barmherzigkeit währt von Geschlecht
zu Geschlecht,
bei denen, die ihn fürchten.
Er übt Gewalt mit seinem Arm*
und zerstreut, die hoffärtig sind in ihres Herzens Sinn.
Er erhebt die Gewaltigen vom Thron*
und erhebt die Niedrigen.
Die Hungrigen füllt er mit Gütern*
und läßt die Reichen leer ausgehen.
Er gedenkt der Barmherzigkeit*
und hilft seinem Diener Israel auf,
wie er geredet hat zu unsern Vätern,*
Abraham und seinen Kindern in Ewigkeit.

Leitvers



Lo und Preis sei Gott dem Vater und dem Sohne*
und dem Heiligen Geiste,
wie im Anfang, so auch jetzt und alle Zeit*
und in Ewigkeit. Amen.

Bemerkung: In zwei Gruppen eingeteilt, ist ein Minimum an Kenntnis erforderlich, wemgleich die fehlende Routine Teil der Erfahrung sein kann. Wichtig ist das Hören aufeinander und ein unverkrampftes Umgehen mit Fehlern.

Erfahrungsnotiz

4. Station: Singen des bekannten Magnifikat-Kanons aus Taizé

Magnificat (canon)

Ma-gni-fi-cat, ma-gni-fi-cat, ma-gni-fi-cat a-ni-ma me-a Do-mi-num.

Ma - gni - fi - cat, ma - gni - - - fi - cat,

Ma-gni-fi-cat, ma-gni-fi-cat, ma-gni-fi-cat a-ni-ma me - a

a - ni - ma - me-a Do - mi - num, a - ni - ma - me-a Do - mi - num.

Bemerkung: Eine Einteilung in Kanongruppen hilft. Wichtig ist das Hören aufeinander, damit die leitenden Aktivitäten sich möglichst gering halten und sich ein „Eingrooven“ auf die Wiederholungen einstellen kann.

Erfahrungsnotiz

5. Station: Schweigen

STILLE ...

Bemerkung: Kurze Anleitung geben im Sinne von gerade, aufrecht sitzen, entspannt ein- und ausatmen, zulassen, loslassen und am Ende die Gedanken wieder aufgeben; achtsam sein auf die Länge der Stille im Sinne ihrer Intensität!

Erfahrungsnotiz

6. Station: Sehen von Botticellis Magnifikat



Bemerkung: Einführende Erläuterung der zwei Ebenen auf dem Bild geben. Die Welt bricht ins Magnifikat ein, Maria als die Geliebte der beiden Medicisöhne, einer ist der Vater des Kindes etc. Achtsam sein auf die Dauer des Betrachtens!

Erfahrungsnotiz

7. Station: Hören des Magnifikat von Rainer Maria Rilke

Magnifikat

Sie kam den Hang herauf, schon schwer, fast ohne
an Trost zu glauben, Hoffnung oder Rat;
doch da die hohe tragende Matrone
ihr ernst und stolz entgegnetrat

und alles wusste ohne ihr Vertrauen,
da war sie plötzlich an ihr ausgeruht;
vorsichtig hielten sich die vollen Frauen,
bis dass die junge sprach: Mir ist zumut,

als wär ich, Liebe, von nun an für immer.
Gott schüttet in der Reichen Eitelkeit
fast ohne hinzusehen ihren Schimmer;
doch sorgsam sucht er sich ein Frauenzimmer
und füllt sie an mit seiner fernsten Zeit.

Dass er mich fand. Bedenk nur; und Befehle
um meinetwillen gab von Stern zu Stern -.
Verherrliche und hebe, meine Seele,
so hoch du kannst: den Herrn.

Bemerkung: Den Namen des Dichters erst am Ende nennen und das Gedicht nicht zu betont vortragen, da dies Zuhörende ablenken kann.

Erfahrungsnotiz

8. Station: Ausschnitt aus Maria und Joseph von Jean-Luc Godard



Bemerkung: Das Magnifikat selbst kommt im Film nicht vor, eine geeignete Stelle erscheint mir: 1:29:10 bis 1:32:25, Namen des Regisseurs und des Films erst am Ende nennen.

Erfahrungsnotiz

9. Station: Hören des Magnifikat von Arvo Pärt

Bemerkung: Aufnahme von ecm new series 1505 mit dem Hilliard Ensemble, Namen des Komponisten erst am Ende nennen!

Erfahrungsnotiz

10. Station: Werkstück/Gedanke zu einer Predigt

Bemerkung: 10–15 Minuten Zeit lassen zum individuellen Arbeiten, dann vortragen. Wenn niemand mehr vortragen will, abschließendes Feedback.



Die zehn wichtigsten Regeln für alle, die schreiben und texten

Irmgard Theobald

(1) Eigene Skrupel ernst nehmen! Was Sie selbst beim stummen Lesen als Stolpersteine erkennen, ist auch meist einer: Da ist etwas entweder falsch oder umständlich formuliert. Das eigene Sprachgefühl irrt selten. Somit gilt es entweder umzuformulieren, oder den Satz ganz neu zu bauen. Meistens stellt sich heraus, dass sich dabei nicht nur die Satzstruktur, sondern auch der eigene Gedanke klärt.

(2) Überflüssige erweiterte Infinitive vermeiden. Ein Beispiel, ein recht bildkräftiges sogar, und somit eigentlich gut zu hören: Daraufhin kündigte sie an, den Stier jetzt gleich bei den Hörnern packen zu wollen. Klingt auf Anhieb gar nicht falsch – aber irgendetwas passt nicht. Der erweiterte Infinitiv ist es, der das eigentlich sprachmächtige Beispiel in die Beliebigkeit entlässt. Das zu wollen am Schluss nimmt jegliche wirkliche Verpflichtung raus und dadurch die gesamte Spannung. Sie kündigt an, jetzt gleich den Stier bei den Hörnern zu packen – klingt ganz anders, vorwärts strebend, drängend, wollend ... entschieden! Fordert aber natürlich auch sofortige Konsequenzen. Beim Schreiben ziehen wir uns – oft unbewusst, aber gerne – in diesen vermeintlichen Schutzraum der Beliebigkeit zurück. Weil wir instinktiv merken, dass hier etwas Brisantes zur Sprache kommt, wovon wir nicht wissen, ob es Widerspruch weckt.

(3) Wohlklingender rhetorischer Duktus gelingt selten mit umgangssprachlichen Mitteln. Deshalb sollen und dürfen Begriffe wie worauf, wozu, wodurch, worunter, worüber... gerne verwendet werden. Sie schlagen nicht nur schnell und elegant die Brücke zur Essenz des Satzes. Sie klingen auch einfach besser als das holperige aus was, für was, in was.

(4) Vermeiden Sie tunlichst man! Wer man schreibt, drückt sich häufig um eine Stellungnahme. Vor allem im Zusammenhang mit dem Konjunktiv: Man könnte hier ggf. noch anmerken... Spätestens nach dem ggf. schalten Hörende ab. Wenn schon Passiv, dann eher: Festzuhalten gilt. Oder: Unstrittig bleibt. Viel offener und überzeugender ist aber immer ein: Ich finde..., ich denke...; auch mal ein selbstbewusstes: Ich behaupte.

(5) Konjunktive immer überprüfen! Muss es wirklich heißen: Ich könnte mir vorstellen? Soll da nicht besser stehen: Ich stelle mir vor? Konjunktive haben ihre ganz eigene sprachrhythmische Schönheit: Was hätte es dem Menschen... Eben deshalb dürfen sie nicht vergeblich geführt werden.

(6) Große Sorgfalt walten lassen bei den Präpositionen. Nirgends werden mehr Fehler gemacht. Meistens, wenn es darum geht, zu entscheiden, ob durch, von oder für stehen muss. Oder – nicht weniger tückisch – ob um oder über korrekt ist. Beispiel: Eine Stadt wurde durch Bomben getroffen. Falsch. Sie wurde von Bomben getroffen. Weniger Tote durch Autounfälle. Ebenfalls falsch. Das würde ja heißen, eben wegen der Autounfälle gibt es weniger Tote. Gemeint ist: Weniger Tote bei Autounfällen. Oder: Betreten durch Unbefugte verboten. Ebenfalls falsch. Baustellen werden nicht durch Menschen,

sondern von Menschen betreten. Betreten von Unbefugten ist aber auch doppeldeutig. Also ganz schlicht: Betreten für Unbefugte verboten. Dagegen ist um oft eine reine Faulenzer- Präposition, weil es scheinbar zu viel Mühe macht, sich die passende zu überlegen. Beispiel: Die Volksabstimmung um den Beitritt zur EU... ist selbstverständlich falsch! Hier muss es über heißen. Es gibt auch kein Rätselraten um etwas, schon gar nicht um die richtige Präposition; sondern nur über dieselbe!

(7) Nebensätze korrekt einleiten: Ich sage euch das, weil, es ist einfach wichtig für mich. Dieser Satz ist nicht nur falsch, er klingt nicht! Zwei Hauptsätze werden mit denn verbunden. Ich sage euch das, denn es ist wichtig für mich. Oder der Nebensatz muss stimmen: Ich sage euch das, weil es wichtig für mich ist.

(8) Im Zweifelsfalle lieber im Präsens oder Imperfekt schreiben, statt im Perfekt oder Plusquamperfekt. Warum? Präsens und Imperfekt klingen einfach spannender und kommen schneller auf den Punkt. Beispiel: Gestern habe ich einen Kollegen getroffen im Vergleich zu gestern traf ich einen Kollegen. Im Imperfekt fragt man sich gleich: Und was geschah dann? Im Perfekt klingt es viel belangloser. Oder gleich im historischen Präsens: Da treffe ich doch gestern einen Kollegen... - und schon ist man mitten drin in der Geschichte. Plusquamperfekt ist im Deutschen, zumal in der gesprochenen Sprache, selten notwendig. Wenn es auf dem Papier steht, immer überprüfen, ob nicht ein anderes Tempus möglich ist. Text, Rhythmus und Klang werden es ihnen danken.

(9) Kein Nominalstil: Wenn etwas kurz und knapp formuliert werden muss, darf mit Adjektiven sparsam hantiert werden – nicht aber mit

Verben. Wer das, was er oder sie schreibt, hinterher zu Gehör bringen will, braucht Verben. Also nicht: Unter Zuhilfenahme weiterer Beschreibungen liegt die Zielreichung im Bereich des Möglichen. Sondern: Lesen Sie gründlich nach und es wird gelingen!

(10) Wortspielereien unbedingt nochmals überprüfen! Nicht vor lauter Begeisterung über den eigenen Einfall die sprachliche Sorgfalt vermissen lassen. Beispiel: Der Autobauer will mit einem Sparprogramm in Höhe von 10 Millionen Euro der Krise entgegensteuern. Na dann viel Erfolg beim direkten Drauflos-Steuern auf die Krise! Gemeint ist natürlich: gegen die Krise ansteuern, oder: der Krise gestärkt entgegenzutreten. Mit der gewählten Formulierung ist jedenfalls ein ganz anderer, absolut nicht erwünschter Sinn entstanden – nur weil jemand sprachverliebt von seinem einmal gefunden Begriff entgegensteuern nicht mehr ablassen wollte. Das gilt auch für ‚schräge‘ Wortspiele. Lieber nochmal überprüfen. Lassen Sie sich nicht verführen! Hören Sie lieber auf ihr inneres Ohr. Das ist empfänglich für Sprache, Melodie und Rhythmus. Und empfindlich gegen Verstöße.



Predigende unterrichten

Tanya Häringer

„Waaas? Du unterrichtest Pfarrer? In was denn?“

Viele meiner Freunde fragen mich, was das eigentlich bedeutet: einen Predigenden zu unterrichten. Vielleicht haben auch Sie im ersten Moment keine Vorstellung davon. Ich will versuchen, es zu erklären.

Mit Predigenden zu arbeiten, unterscheidet sich von der Arbeit mit anderen Berufsgruppen. Denn auf den Predigenden lastet ein großer Druck. Zum Beispiel die Erwartungen der Gemeinde. Die Menschen wollen berührt, zum Nachdenken angeregt oder getröstet werden. Eine sachliche Rede wollen sie nicht. Ein anderes Beispiel: In der früheren Ausbildung wurden Vorstellungen gelehrt, die heute nicht mehr gültig sind und geradezu verkrustet wirken.

Die Gestaltung einer öffentlichen Rede ist eine große Kunst, aber für diese Kunst benötigt der Predigende auch ein gewisses Handwerk: die Stimme, den Atem, die innere Haltung, Konzentration... Ich kann zu Beginn meiner Tätigkeit häufig viel Angst und Verunsicherung spüren, und die einzige Rettung erscheint oft die Vorstellung davon zu sein, wie etwas zu klingen hat. Darum klingen so viele Predigten etwas zu salbungsvoll, an der falschen Stelle nachdrücklich et cetera. Sie bedienen ein Klischee, keine tiefere Wahrheit.

Was sich einfach und richtig anhört, ist oft sehr viel Arbeit. Und es erfordert großen Mut, sich von Altbewährtem zu lösen und Neues zu wagen. Das geht nur in einer Arbeitsatmosphäre, in der Vieles möglich – und nichts falsch ist.

Meist unterrichte ich an zwei Tagen circa drei bis vier Stunden. Am ersten Tag mache ich mir in einem Gespräch ein vorsichtiges Bild über die Wirkung desjenigen, mit dem ich gleich arbeiten werde. Ich versuche, den Gestus und die Sprachmelodie zu erfassen; aber auch die Natürlichkeit, mit der mir mein Gegenüber etwas erzählt. Oft berichtet mir der Predigende auch über seine Erwartungen an sich selbst und über die Erwartungen der Gemeinde. Nach einigen Atem- und Sprachübungen arbeiten wir spielerisch an sehr unterschiedlichen Texten. Ernst Jandl hat ebenso seinen Platz wie „Der gute Hirte“, japanische Texte ebenso wie der „Grüffelo“. Am Ende des Tages besprechen wir die Predigt, an der wir am kommenden Tag arbeiten werden.

Am zweiten Tag geht es darum, einen möglichst authentischen Ton zu erarbeiten. Dafür gibt es eine Vielzahl an Möglichkeiten, deren Auflistung den Rahmen hier sprengen würde. Oft bitte ich die Predigenden, sich eine bestimmte Situation vorzustellen, die ihnen fremd ist. Starke körperliche Situationen helfen oft auf erstaunliche Weise, obwohl das zunächst sonderbar klingen mag: Wir haben schon die Kirchenbänke geschrubbt, während wir an einer Predigt gearbeitet haben! Dann kann ich immer eine große Erleichterung bei den Predigenden spüren, endlich einfach sein zu dürfen. Oftmals zugleich begleitet von der Sorge, was die Gemeinde beim nächsten Mal wohl denkt.

Wenn es nicht mehr um „richtig“ oder „falsch“ geht, sondern um einen Raum für die eigene Erfahrung, dann war unsere gemeinsame Arbeit bereits ein großer Erfolg. Denn natürlich ist ein grundsätzlicher Wandel in einem einmaligen Coaching selten zu erreichen – nach nur vier Stunden am Klavier feile uns eine Mozartpartitur sicher auch noch schwer zu spielen. Aber ein Anfang ist gemacht, und das ist der erste, sicher wichtigste Schritt: Ein vorsichtiges Umdenken hat schon stattgefunden und bereitet den Boden für viele neue, oftmals schöne Erfahrungen.

„Nützt“ mir das selbst? Es hat mich anfangs erstaunt, aber ich bekomme einen anderen, für mich neuen Zugang zum christlichen Glauben. Dafür bin ich sehr dankbar.

Und Sie bekommen Einblick in eine Welt der Authentizität. Hoffentlich begegnen wir uns noch öfter!



Predigen von Julius Balkon Überlegungen eines Schauspielers und Predigttrainers

Felix Ritter

„Liebe Gemeinde! In diesem Jahr fällt es uns wieder schwer, Weihnachten zu feiern...“

Und schon ist die Predigt für mich vorbei. Ich sitze da mit meiner sechs Monate alten Tochter, in bester Weihnachtsstimmung, und da unterstellt mir das Prediger-Ich ein Problem mit der Freude, dem Feiern und dem Wunder. Ja, ich bin müde und weiß nicht immer, wie ich Arbeit und Familie vereinen kann, aber ich feiere schon seit sechs Monaten Weihnachten!

In meinen Workshops in verschiedenen Predigerseminaren und für den ZDF-Fernsehgottesdienst begegne ich ihm ständig, diesem Prediger-Wir, das so gar nicht mehr in diese Zeit passen will. Es bevormundet die Zuhörerin/den Zuhörer und verschleiern die Autorenschaft der Sprecherin/des Sprechers. Das entspricht dem Amtsverständnis von manchen Theologinnen und Theologen: Ich bin nicht wichtig – höchstens stellvertretend für andere oder anderes. Deshalb versteckt sich das Ich hinter dem Wir oder hinter dessen kleinem Bruder: dem man.

Oft ist der eigentliche Grund, Wir zu sagen, aber die Befürchtung, dass das Ich nicht interessant genug ist oder dass die Gemeinde dann denkt, dass Ich wie ein Egotrop wirkt. Beides ist fatal, weil eine Rednerin/ein Redner nicht davon ausgehen sollte, langweilig zu sein, und weil Christenmenschen Persönliches nicht als egoistisch abwerten sollten. Wenn Sie als Predigerin/Prediger das Gefühl haben, dass Sie zu viel über sich reden, dann reden Sie doch einfach über mich!

Liturginnen/Liturgen und Predigende sind nicht wichtiger als ich, das Gemeindemitglied, denn die eigentliche Schöpfung des Kunstwerks, als das ich die Predigt betrachten möchte, findet immer im Kopf des Betrachters statt. Als Zuhörer brauche ich aber ein Gegenüber aus Fleisch und Blut, um schöpfen zu können. Deshalb braucht auch das Ich der Predigerinnen und Prediger ein entwickeltes Selbstbewusstsein. Hierfür ist es wichtig, dass sie ihren Körper und ihre Sinne sensibilisieren und trainieren. Das verbessert nicht nur die Qualität der Präsentation, sondern auch ihr Schreiben, weil ein trainierter Sinn seiner eigenen Wahrnehmung mehr vertraut als ein untrainierter.

Das Training der Sinne hilft auch, eine Aneinanderreihung von Gemeinplätzen zu vermeiden und sich stattdessen mit nur einem Phänomen zu beschäftigen und es in ein neues Licht zu setzen. Ich bin so spannend, wie ich mich selbst spannend finde.

Manche Predigerinnen und Prediger falten die Hände vor dem Bauch, wenn sie predigen. Das heißt körpersprachlich, dass ich nichts von mir preisgeben will. Das Ich versteckt sich aus Rücksicht oder Scham auch im Körper. Wer die Scham verliert und erfährt auch ohne Predigthilfe interessant zu sein, ist nicht nur glücklicher, sondern kann meist wunderbar predigen.

Mein Tipp: Lassen Sie Ihre Hände frei und befolgen Sie das Wir-Verbot für Predigerinnen und Prediger – zumindest temporär, bis wir vielleicht mal wieder gemeinsam Wir sagen können.

Beim Thema Glauben wird das Ich noch wichtiger. Predigerinnen und Prediger sind oft lebenswürdige mitfühlende Menschen und haben manchmal die Tendenz, es allen recht machen zu wollen. Sie vollziehen dann Blickwechsel, die nicht inhaltlich gebunden sind, lächeln, wenn sie keinen Grund haben, und formulieren Aussagen über

ihren Glauben und Gebete, weil sie denken, dass die Gemeinde sie hören will. So ist es mir schon oft passiert, dass ein Gebet als Dialog mit Gott formuliert war und das Wort Gott sich immer anhörte wie „Betonklotz“ – auch bei mehrmaligem Üben war keine Besserung in Sicht. Meistens erfahre ich dann im Gespräch, dass der Liturg privat gar nicht mit Gott Gespräche wie mit einer Person führt und es im Gottesdienst nur für die Gemeinde tut. Meiner Meinung nach ist damit niemandem geholfen. Hier hilft es oft, aus einem Dialog eine Meditation zu machen oder das Wort Gott zu streichen, durch „Du“ zu ersetzen oder den Zettel zu vernichten und das Gebet frei zu sprechen.

Abgelesene Dialoge mit Gott wirken automatisch wie Theater. (Wenn ich das Gebet eines anderen wie z.B. einen Psalm lese, ist das anders.) Ich habe Angst, frei zu sprechen, weil ich keine Fehler machen will. Beim Thema Glaube kann ich aber nicht „gut“ sein. Hier kann ich nur echt sein. Im zeitgenössischen Theater wird schon lange nicht mehr allein auf perfekte Präsenz hin gearbeitet. Vielmehr wurde dort eine Ästhetik der Abwesenheit entwickelt, die eine Anwesenheit beschreibt, die auf das Abwesende verweist. Das ist auch für die Kirche interessant, wenn z.B. Stille zugelassen wird. Stille, die keine bloße Pause ist, schafft Raum für eigene Gedanken und Gotteserfahrung.

Authentisch-Sein wird oft mit Immer-gleich-Sein verwechselt. In meinen Seminaren behaupte ich, dass Liturgen und Prediger im Gottesdienst verschiedene Rollen spielen. Ich biete verschiedene Rollen wie Lehrer, Entertainer, Jesus, griechisches Klageweib, Mönch, Priester und die schwerste Rolle, das ICH, an, und die Teilnehmer sollen sich eine zum Studieren aussuchen. Eine interessante Erfahrung aus dieser Arbeit ist, dass jene Theologinnen und Theologen, die das

ICH als Rolle wählen, die aus dem Grund nicht spielen wollen, weil sie spielen mit schauspielen verwechseln, oft wirken, als seien sie Lehrer. Sie haben den größten Teil ihrer Ausbildung mit Lehrern und Lehre verbracht. Die Lehrerin/der Lehrer ist ein wichtiges alter ego für Theologinnen und Theologen. Sie bemerken gar nicht, dass sie sich in einen Lehrer verwandeln, wenn sie auf die Kanzel gehen. (Ein Duktus, den manche noch bis zum Segen durchhalten können.) Für die Predigt ist die Lehrerin/der Lehrer als Rolle oder Haltung aber nur für die Lehrpredigt geeignet, und auch da wirkt er oft bevormundend.

Die Lehrpredigt ist allerdings nur eine Möglichkeit von vielen, um zu predigen. Eine andere ist es, die Bibel in den Dialog mit unserer heutigen Lebenssituation zu bringen.

Schritt eins auf diesem Weg ist es, die Bibel laut zu lesen. Ich versuche, weder in eine kritische Distanz mit dem Text zu gehen, noch meine heutige Interpretation über den Text zu stützen. Ich versuche, meinen Körper zum Sprachrohr der Bibel zu machen. Wenn der Text betet, bete ich. Wenn er predigt, dann predige ich. Wenn der Text die Rolle vom Erzähler zum Sprecher wechselt, dann lasse ich den Sprecher lebendig werden. Dabei muss man darauf achten, dass Jesus nicht langweiliger spricht als der Teufel und ein wütender alttestamentlicher Gott nicht durch den christlichen Weichspüler gezogen wird, weil man sonst nichts zu predigen hat. Denn Dialog entsteht durch Differenz.

Die Reise, die der Körper beim lauten Lesen der Bibel durchmacht, evoziert Gefühle, Ideen, Informationen und Erkenntnisse über den Text. So hat ein Seminarteilnehmer einmal gestöhnt: „Herr Ritter, wenn wir den Text so üben, wie Sie das von uns verlangen, dann ist die Predigt ja schon halb geschrieben...“ Umso besser, oder?

Jetzt muss ich „nur“ noch entscheiden, wie ich die Erfahrungen, die ich beim Lesen gemacht habe am besten mit der Gemeinde teilen kann. Brauche ich dafür Theologie, muss ich eine parallele Geschichte erzählen oder eine assoziative Mediation beginnen oder alles zusammen?

Weitere Vorschläge:

Lesen Sie Ihren Predigttext jeden Tag laut und schreiben Sie Assoziationen und Erkenntnisse auf.

Lesen Sie Ihren Predigttext ruhig im Gottesdienst nochmal von der Kanzel.

Trauen Sie Ihrer Intuition!

Versuchen Sie nicht, alle Fragen zu beantworten, sondern werfen Sie welche auf, damit der Gottesdienst nicht mit dem Segen endet.

Erzählen Sie mir nicht, was ich weiß, wie zum Beispiel, dass das eine Predigt ist und wir heute Sonntag haben.

Erzählen Sie mir, was ich nicht weiß, und fangen Sie gleich damit an. Wenn Sie mir erklären, was Sie tun werden oder getan haben, dann nehmen Sie dem Moment die Spannung, sein Geheimnis und mir die Möglichkeit, dem Moment eine eigene Deutung zu geben.

Wenn Sie von Liebe und gerade von der Liebe Gottes reden, dann probieren Sie zu lieben! Wenn Sie von Freiheit reden – machen Sie sich frei!

Dann werde ich Ihnen nicht einfach zuhören.

Ich werde Sie anhören wie Romeo seine Julia von ihrem Balkon.



Anregungen zu einem Austausch mit Rückmeldungen

Dietrich Sagert

Im Zusammenhang von Liturgie und Predigt erscheint es delikats, direkt zu sagen, was wie aufgenommen wurde, angekommen ist, Eindrücke zurück zu melden. Oftmals bringt diese Situation die Predigerinnen und Prediger in eine große Einsamkeit um ihre Predigtarbeit herum und Predigthörerinnen und -hörer ebenfalls, wenn auch auf andere Art.

Daher ist es hilfreich, sich darüber klar zu werden, wie man, ohne verletzend zu sein, diese Gesprächsblockade überwinden kann, sowohl für Predigerinnen und Prediger gegenseitig (Konvent) als auch für Rückmeldungen aus der Gemeinde. Gewusst wie, könnten mit derartigen Hilfsmitteln erfrischende Formen von Predigtgesprächen entstehen.

Hier einige grundlegende Hinweise:
„Feedback-Geben geschieht

- als Ich-Botschaft, nicht als Du-Botschaft
- beschreibend, nicht bewertend
- konkret, nicht allgemein
- konstruktiv, nicht destruktiv
- bezogen auf Veränderbares, nicht auf Unveränderbares
- zeitnah, nicht zu spät
- wohl dosiert, nicht als Generalabrechnung.

Feedback-Nehmen geschieht

- freiwillig, nicht gezwungen
- ohne Rechtfertigungsdruck
- in Dankbarkeit.

Oft ist es sinnvoll, dass das eigentliche Feedback und die Reaktionen auf das Feedback klar voneinander getrennt sind, Feedback-Geber und -Nehmer sich ausreden lassen und allenfalls Verständnisfragen stellen, bevor sie in einen Gesprächsaustausch oder eine Phase konkreter Verabredungen eintreten.¹

Eine besondere Rolle im Zusammenhang von Rückmeldungen spielen Erwartungen. Diese sind oft diffus und unreflektiert und bestimmen Enttäuschungen im Voraus. Folgende Unterscheidung der eigenen Erwartungen kann eine Kultur der Rückmeldung fruchtbringender gestalten.

Es gibt Grunderwartungen. Sie werden „unausgesprochen vorausgesetzt. Wenn sie erfüllt werden, bedeutet das noch keine Zufriedenheit. Wenn sie nicht erfüllt werden, führt das jedoch schnell zu Unzufriedenheit und Beschwerden.“

Es gibt bewusste Erwartungen, sie wirken wie Leistungsanforderungen. „Dafür machen sich Leute auf und kommen. Wenn sie erfüllt werden, dann sind die Menschen zufrieden. Wenn sie nicht erfüllt werden, bleiben sie irgendwann weg.“

Und es gibt Begeisterungsfaktoren. „Sie sind unerwartet und führen gerade deshalb zu Begeisterung.“

Werden Wirkungen und Erwartungen im Zusammenhang von Rückmeldungen offen und rücksichtsvoll kommuniziert, bergen sie in sich die Chance zu Veränderung.

1 | Alle Zitate verdanke ich der Arbeit des Zentrums für Qualitätsentwicklung im Gottesdienst, Hildesheim. www.michaeliskloster.de/qualitaetsentwicklung



Eine homiletische Miniatur

Dietrich Sagert

Warum haben wir unser Predigtcoaching *cura homiletica* genannt? Zuerst war es der Gedanke der Pflege, Sorge und Zuwendung, wie er sich im lateinischen Wort *cura* findet. Dieser Gedanke drückt eine Grundüberzeugung aus: beim Predigttraining geht es um Handwerkliches. Aber weder beim Training noch bei der Predigt selbst kann man von der Person des Predigenden absehen.

Es geht darum, das Einzigartige der Person des Predigenden zum Blühen zu bringen, das, was sie zu einer spirituellen Person macht, was sie also antreibt zu jener werklosen Tätigkeit, die man Glauben nennt. In dieser Einzigartigkeit der Person findet die Predigt Worte der Mitteilung einer Gegenwart, die sich verschenkt.

Begründet ist diese Überzeugung darin, dass es keinen – und vor allem keinen theologischen – Sinn gibt, „wenn der Sinn nicht geteilt wird, nicht weil es eine – erste oder letzte – Bedeutung gäbe, die allem Gemein wäre, sondern weil der Sinn selbst als *Teilen des Seins* ist. Der Sinn beginnt dort, wo die Präsenz nicht reine Präsenz ist, sondern sich verzweigt und als solche sie selbst ist. Dieses „als“ unterstellt Abstand, Verräumlichung und Teilung der Präsenz“¹.

Eine Folge dieser Überzeugung von Predigt als Mit-Teilung einer Gegenwart ist es, den Predigthörenden als Souverän seiner spirituellen Erfahrung ernst zu nehmen und zu respektieren.

1 | Jean-Luc Nancy, *singulär plural sein*, Berlin 2004, S. 20

In diesem Sinne sind sowohl die *cura* als auch die Predigt selbst Tätigkeiten des Mit-Teilens mit offenem Ausgang und dies in mehrerer Hinsicht:

in Bezug auf die Erfindungskraft ihrer Sprache,

in Bezug auf ihren körperlichen Ausdruck und

in Bezug auf ihre liturgische Mehrstimmigkeit.

Handwerkliche Angebote sprachlicher, performativer und gestalterischer Art sind Werkzeugkisten. Aus ihnen kann man sich je nach Begabung aber auch Anlass und Bedarf bedienen. Dabei sind Vielfalt und Experiment erlaubt, ohne jedoch ein Minimum an Stil zu unterschreiten.

Eine Erkenntnis solch stilvollen Mitteilens ist es, dass man nur „singular plural sein“ kann. In diesem Akkord ist das begründet, was man *ecclesia* nennt, sie nimmt ihren Ausgang im Mit-einander-Teilen.

Die Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Alexander Deeg

Lehrstuhl für Praktische Theologie Universität Leipzig

Anne Gidion

Pastorin am gottesdienst institut nordelbien, Hamburg

PD Dr. Ulrich Engel OP

Institut M.-Dominique Chenu, Berlin

Irmgard Theobald

freie Germanistin, Heidelberg

Tanya Häringer

freie Schauspielerin, Erlangen

Felix Ritter

freier Dramaturg, Amsterdam

Dr. Dietrich Sagert

*Referent für Redekunst/Rhetorik am Zentrum
für evangelische Predigtkultur, Wittenberg*

Impressum

Hrsg:
Zentrum für evangelische Predigtkultur

Kommissarischer Leiter: Dr. Dietrich Sagert
Theologische Assistentin: Jasmin El-Manhy

Markt 26 (Altes Rathaus)
D-06886 Lutherstadt Wittenberg

predigtzentrum@ekd.de

Gestaltung und Fotografie:
Christian Melms (www.triagonale.de)



